

„Mit dem Bleistift Mauern durchbrechen“

Josef Winkler im Gespräch mit Julia Engelmayr

Darf ich gleich mit der Gretchenfrage beginnen: Wie autobiografisch ist Ihr Werk, wie viel ist Fiktion?

Das ist eine besonders schwierige Frage. Darüber könnte man eine ganze Doktorarbeit schreiben ...

Ich nehme an, darüber wurden schon Doktorarbeiten geschrieben.

Die Frage lässt sich schwer auf einen Nenner bringen. Es gibt einen stark autobiografischen Stoff in dem Sinne, dass ich immer wieder auf die inneren und äußeren Erlebnisse einer katholischen Kindheit und Jugend zurückgreife und diese variere. Manchmal erzähle ich sie repetierend wieder, manchmal im Sinne eines Titels von Peter Handke, „Die Wiederholung“. Im Sinne von „etwas wieder holen“, etwas neu erzählen, anders erzählen, mit anderen Mitteln aus anderen Perspektiven. Aber auch wenn ich literarisch andere Mittel anwende, auch mit Ironie erzähle, bleibt das Ganze atmosphärisch gleich. Und das heißt natürlich, dass es damals ein sehr intensives Umfeld gegeben haben muss. Ja, es ist also sehr autobiografisch.

Ich stelle es mir schwierig vor, sich an eine schon mal beschriebene Erinnerung neu zu erinnern, und nicht der Macht der bereits gefundenen Worte zu unterliegen.

Das ist eben das Lockvögelchen, das mich herausfordert: etwas wieder zu beschreiben, ohne den Text von vor 20 Jahren nachzulesen. Wie habe ich das heute in Erinnerung? Was kommt mit der gewachsenen Lebens- und Schreiberfahrung dabei heraus? Ich kann nicht behaupten, dass es so gewesen sein muss, wie ich es vor zwanzig Jahren beschrieben habe. Aber ich versuche, mich auszuhorchen, in mir zu kramen, in die Höhen und Tiefen zu gehen und jede Nische auszuleuchten. Ich weiß nicht, wie viele Wände vor mir stehen und ob sie dick oder dünn sind. Wenn eine Wand mit dem Bleistift durchbrochen wird, steht eine andere dahinter, das ist das Spannende. Jede Wand lockt mich und sagt nichts anderes als: Ich verberge deinen Stoff.

Die Atmosphäre der Kindheitsbeschreibungen ist von Sprachlosigkeit geprägt. Wie haben Sie ihre Sprachmacht erworben?

Ich habe von meiner Jugend an schon sehr viel gelesen. Ich habe früh 30 oder 40 Karl May-Bücher gelesen und dann bin ich schon zu „Die Pest“ von Camus gekommen. Eine Volksschullehrerin hatte sich bei uns eingemietet, in ihrer Kammer habe ich das Buch entdeckt und sie hat es mir überlassen. Von da an hat mich immer interessiert, wie jemand schreibt. Ich war schon sehr früh an Stilmitteln interessiert. Auf der letzten Seite der „Pest“ hat es Hinweise auf andere Bücher gegeben, auf Sartre, Hemingway, Saint-Exupéry. Da war ich dann neugierig und habe mir auf unverschämte Weise die Bücher erobert.

Spielen Sie darauf an, dass Sie das Geld für die Bücher gestohlen haben?

Sonst wäre ich an Bücher nie herangekommen. Es gab weit und breit niemanden, von dem ich hätte Bücher bekommen können, geschweige denn, dass es eine Bibliothek gegeben hätte. Aber ich war nach der ersten Lektüre so süchtig, dass ich weder links noch rechts geschaut habe. Das hat in der frühen Kindheit begonnen. Über die Karl May-Filme bin ich auf die Bücher gestoßen. Zuerst habe ich der Mutter ein bisschen Geld gestohlen. Das hat ganz gut funktioniert. Dann habe ich die

Kirchenblätter im Dorf und in der Umgebung ausgetragen, das Geld einkassiert und der Pfarrersköchin, die das Geld hätte einbezahlen müssen, nicht mehr zurückgegeben. Danach war ich als Erzministrant natürlich abgemeldet. Als ich mit 16 in die Handelsschule nach Villach gefahren bin, habe ich einmal die Wochenkarte für den Omnibus verloren. Ich habe mich nicht getraut, dem Vater zu sagen, dass ich die Wochenkarte für den Omnibus verloren habe und ohne die Karte hätte ich nicht in die Schule fahren können. Ich bin sowieso jeden Sonntag zu ihm betteln gegangen, um die 50 Schillinge für die Omnibuskarte. Jeden Sonntag habe ich eine gute Stunde abgewartet, um ihn danach zu fragen. Da wusste ich mir nicht anders zu helfen, als das erste Mal in das Schlafzimmer der Eltern zu gehen. Im Nachtkastl hatte er seine Brieftasche aufbewahrt. Ich habe das Geld für die Fahrkarte herausgenommen. Ich bin durch das Zimmer gegangen, habe auf die Madonna della seggiola von Raffael über den Betten geschaut und auf das phosphoreszierende grüne Kruzifix an der Wand gegenüber, und mir ist ganz schwindlig geworden. Ich bin hinausgetaumelt aus dem Zimmer. Dann habe ich die Fahrkarte gekauft. Er ist mir nicht drauf gekommen, es hat also gut funktioniert. Danach haben die Diebstähle für die moderne Literatur begonnen. Über mehrere Jahre habe ich für Bücher Geld gestohlen.

Ist Ihrem Vater nichts aufgefallen?

Er hat das Geld nicht unter Kontrolle gehabt, weil er ja nicht damit umgehen musste. Als ich auf die Welt gekommen bin, hat es im bäuerlichen Haushalt, in dem alles produziert worden ist, sehr wenig Geld gegeben. Außer für Zucker oder für Salz hat man kein Geld gebraucht, wir haben alles selbst gemacht, das Brot, die Würste, die Milch, das Getreide hatten wir.

War die Literatur auch eine Art Weltflucht?

Ich habe jedenfalls diesen kleinen Größenwahn entwickelt, dass ich das auch schreiben könnte. Ich wusste als Jugendlicher, es geht in der Literatur um nichts anderes als schon vor 1000 Jahren, als die erste deutsche Dichterin Roswitha von Gandersheim zu schreiben begonnen hat. Es geht immer um die Liebe, das Leben und den Tod. Aber ich habe mit 16 auch begriffen, dass man die Themen verschieden ausdrücken kann. Ich habe mich immer für Formen interessiert, die mir nahelagen, wodurch ich beim Lesen das Gefühl entwickelt habe, das schreibe ich jetzt selber. Wie auch Jean Genet gesagt hat: Wenn ich „Die Brüder Karamasow“ beim Lesen selber mitschreibe, dann verstehe ich sie.

Schon in Ihrem ersten Buch „Menschenkind“, für dessen Textauszug Sie 1979 den Bachmann-Preis erhalten haben, kehren Sie zurück in Ihre Kindheit. Dabei scheint es, dass diese Kindheit nicht nur ein bedrückender Ort gewesen ist, sondern Sie auch mit viel Zorn und Energie erfüllt hat.

Im Nachhinein betrachtet kann man etwas Ergötzliches darin erkennen, etwas derart Intensives und Kraftvolles erlebt zu haben. Ich hätte nie zu dieser Bilderwelt kommen können, ohne die Rituale der katholischen Kirche erlebt zu haben, an denen ich als Ministrant teilgenommen habe. Ohne das Archaische im Dorf, das Archaische auf dem Bauernhof, Tod und Sterben, die Existenz von Tieren, die Existenz, die von Tieren abhängig ist, erfahren zu haben. Auch dieses Eingeschlossensein sein im Winter in einem tiefverschneiten Dorf. Die Schneewächten waren damals höher als mein Bubikopf. In einer leeren Kleinstadt herrscht vermutlich eine größere Leere als in einem leeren Dorf, weil es dort den Kampf ums Leben und Überleben gibt. Dass ich dann die Fähigkeit entwickelt habe, mich diesen tiefen Stoffen schriftstellerisch zu nähern, hängt mit meiner frühen Sehnsucht zu Sprache und Literatur zusammen. Ich stehe mit meinen dörflich-katholischen Themen in gewisser Weise in der

Tradition von Franz Innenhofes „Die schönen Tage“, Thomas Bernhards Frühwerk, Peter Handkes „Wunschloses Unglück“ und „Die Hornissen“. Durch das Lesen von großer Literatur habe ich offenbar eine unverkennbare – wie ich da und dort lese – eigene Sprache entwickeln können, so dass aus mir kein „Bernhardiner“ geworden ist. Das werde ich wohl sagen dürfen!

Davon sind wir überzeugt! War die Kirche in diesem „leeren Dorf“, in dem man nicht einmal einkaufen musste, weil jeder alles selbst produziert hat, auch ein sozialer Ort der Begegnung und des Austausches?

Die Kirche in Kamering war vor allem durch diese zwei sehr positiven Menschen ein sozialer Ort. Der Pfarrer Franz Reinthaler und die Pfarrköchin Marie, die in der Kirche auch vorgesungen hat, haben das ganze Dorf zusammengehalten. Nach dem Tod des Pfarrers im Haus des Pfarrhofes ist der Hass unter den Dorfleuten erst so richtig ausgebrochen und die Selbstmorde sind daher gekommen. In der Zeit seines Wirkens hat es einen gewissen Zusammenhalt gegeben. Man hat zumindest geschaut, dass Frieden ist, mehr eh nicht. Dafür waren diese beiden Menschen ausschlaggebend. Als ich die beiden das erste Mal gesehen habe, war ich vielleicht fünf Jahre alt. Es war sechs Uhr morgens, ich stand in der Küche und habe aus dem Fenster geschaut. Da habe ich den Pfarrer und die Köchin den beschneiten Berghügel hinunter gehen gesehen. Ich bin im Schlafanzug und mit bloßen Füßen in den Schnee hinaus und den beiden nachgelaufen. Die Schwester hat mich zurückgeholt. Aber der Pfarrer und die Pfarrköchin haben bemerkt, dass ich ihnen mit bloßen Füßen in den Schnee gefolgt bin. Am übernächsten Tag war ich schon Ministrant.

Waren die beiden auch Mentoren für Sie?

Ich habe zumindest gespürt, da sind zwei Menschen, die unausgesprochen sehr viel von mir halten. Und wann haben mich denn die Eltern in den ersten zehn Jahren gelobt, wie ich es bei meiner Tochter alle paar Tage mache? Danach hätte ich eine große Sehnsucht gehabt, einmal in zehn Jahren zu hören: Was bist du für ein toller Bursche! Der Pfarrer Franz Reinthaler war ein sehr studierter Mensch. Er war ein oberösterreichischer Maler. Unmittelbar nach dem Krieg hat man ihn, der eigentlich zu Höherem bestimmt war, in mein kleines Heimatdorf nach Kamering geschickt. Da soll er dann gesagt haben: So, jetzt bin ich der Misthaufen-Kaplan. Also ich bin der Misthaufen-Schriftsteller und er war der Misthaufen-Kaplan.

Als „Misthaufen-Schriftsteller“ sind Sie mit starken Anfeindungen aus dem Dorf konfrontiert.

Man sagt, dass ich das Dorf kaputt geschrieben hätte. Diese Leute hassen mich auch nach 37 Jahren noch. Teilweise verstehe ich das. Wenn jemand wie ich diesen Doppelselbstmord immer wieder aufleben lässt, ist das für die Eltern sehr schwer. Aber das gehört zu meinem Thema. Alle schönen und schrecklichen Antriebskräfte des Lebens. Ich kann da nichts wegnehmen oder wegdenken. Damit würde ich mich blockieren und Mauern aufbauen, anstatt mit dem Bleistift Mauern niederzureißen und etwas loszutreten. Darauf kommt es beim Schreiben an – eine Lawine loszutreten.

Was ist die innere Lawine von „Roppongi“?

Mein Vater ist 2004 gestorben und „Roppongi“ ist 2007 erschienen. Das große Glück war ja, dass ich beim Begräbnis nicht im Dorf war, sondern mit meiner Familie in Tokio. Es war tatsächlich nicht möglich, rechtzeitig zum Begräbnis zurückzukommen. Wenn jemand im Dorf stirbt, findet das Begräbnis innerhalb von drei, vier Tagen statt. Zwei Jahre später dachte ich: So, jetzt muss wohl nach dem Tod des Vaters wieder ein Vaterbuch her. In den früheren Büchern (die Trilogie „Das wilde

Kärnten“, Anm.) hat es ja diese schweren Auseinandersetzungen gegeben. Aber ich habe ihn ja doch 50 Jahre erlebt. „Roppongi“ ist so etwas wie eine nachgetragene Liebe.

In „Roppongi“ setzen Sie sich mit dem Tod Ihres Vaters und mit der Endlichkeit des Lebens im Spiegel Ihrer Beobachtungen bei den Beerdigungsritualen im indischen Varanasi auseinander. Ist Ihr geradezu wissenschaftlicher Blick darauf eine Strategie, dem Schrecklichen zu begegnen?

Wo es besonders autobiografisch ist, dort kann ich in der Sprache durch die Authentizität eine Sicherheit gewinnen. Das ist wahr. Die Authentizität muss bis in die tiefsten Knochen hineingehen. Deswegen bin ich immer gerne unterwegs. Habe immer einen Bleistift und ein Notizbuch in der Hand. Ich schaue immer sehr genau hin und schreibe immer alles auf. Ich merke mir überhaupt nichts. In Indien habe ich auch beim Gehen mein Notizbuch immer in der Hand gehalten. Ich darf mich nicht darauf einlassen, das Buch in die Tasche zu stecken und zu denken, das merke ich mir ohnehin. Erst wenn ich aufs Detail achte, existiert die ganze Geschichte.

Diese Beschreibung sagt viel darüber aus, wie die beeindruckende Bildlichkeit Ihrer Sprache, die auch „Roppongi“ auszeichnet, zustande kommt.

Seit meiner Jugend bis heute habe ich 15.000 handgeschriebene Seiten mit Notizen gefüllt. Ich habe meine Notizbücher immer sehr ästhetisch aufbereitet, Postkarten gekauft und eingeklebt, in Indien habe ich täglich fünf oder sechs Zeitungen gekauft, Bilder ausgeschnitten und gesammelt. Die schönen roten indischen Notizbücher verwende ich übrigens auch weiterhin. Ich habe mir unlängst von einer bekannten Malerin ein ganzes Paket schicken lassen.

Es gab den Plan des Landes Kärnten und der Stadt Klagenfurt, diese 15.000 Seiten als Vorlass zu kaufen. Wie stehen die Dinge?

Es hat eine Landtagsabstimmung gegeben, die ist positiv ausgefallen, auch wenn die Freiheitlichen natürlich dagegen waren. Jetzt soll es noch eine Abstimmung in der Stadt geben und die FPÖ hetzt gemeinsam mit der Kronenzeitung dagegen – gegen diese Geldverschwendung für ein paar Notizen. Der Vorlass-Kauf ist also in Kärnten in der Tagespolitik gelandet und Thema einer politischen Auseinandersetzung mit Halbwahrheiten und Lügen. Man kennt ja die Methoden. Mal schauen, was daraus wird.

Empfinden Sie eine große Heimatverbundenheit? Trotz Ihrer überschatteten Kindheit, der gewissen Kunstfeindlichkeit der FPÖ und der Anfeindungen aus dem Dorf leben Sie in Klagenfurt.

Das ist nicht so aufregend. Herbert Achternbusch hat über seine Heimat Bayern gesagt: Diese Gegend hat mich kaputt gemacht und ich bleibe so lange, bis man ihr das ansieht. Das könnte etwas sein, was ich gebrauchen kann. Und außerdem – wo kommt denn die deutschsprachige Literatur hin, wenn alle in Wien im 2. Bezirk und in Berlin-Prenzlauer Berg wohnen? Drittens habe ich eine 14-jährige Tochter, die hier in die Schule geht und die hier ihren Freundeskreis hat, so wie der 21-jährige Sohn. Viertens hat ja Klagenfurt seit dem 2. Weltkrieg keine eigene Stadtbibliothek und ich habe schon gesagt, ich bin bereit, in die Hölle zu gehen, um dem Teufel eine Bibliothek für die Stadt Klagenfurt aus den Händen zu reißen.

Das ist ein Bestreben, das Sie auch als Präsident des Kunstsenats verfolgen. Wo liegt das Problem?

Österreich ist eines der wenigen Länder Europas, die kein Bibliotheksgesetz haben. Ein Bibliotheksgesetz besagt, dass es in jeder Stadt mit so und so vielen Einwohnern eine Stadtbibliothek geben muss. Ein Gesetz dieser Art hat Österreich nicht, das wäre ein Bundesgesetz. Ein Bibliotheksexperte hat mir gesagt, so ein Bibliotheksgesetz würde Österreich wohl um die 200 Millionen Euro kosten. Ich habe mit Thomas Drozda gesprochen, er sagte, er hätte nicht gewusst, dass Österreich kein Bibliotheksgesetz habe. Er hat mir versprochen, dass er da hinterher gehen wird. Aber er ist jetzt schon der dritte Kulturminister seit ich Präsident des Kunstsenats bin. Meiner Meinung nach wäre die Finanzierung einer Bibliothek ja die Aufgabe des Landes und der Stadt. Aber durch korrupte Politiker und durch einen Kapitalverbrecher hat das Land zehn Milliarden Euro verloren. Eine Milliarde lastet noch beim Land, das andere hat der Bund aufgefangen. Deshalb mache ich mir keine Illusionen, dass jetzt etwas kommt, das schon seit einem halben Jahrhundert stehen müsste. Aber ich tu weiter!

Ihre Kinder Kasimir und Siri tauchen namentlich in Ihren Büchern auf, auch in „Roppongi“. Ist Kindererziehung auch ein Medium, die eigene Kindheit zu verarbeiten?

Das kann ich nicht sagen, man macht andere Fehler. Man will vieles nicht an den eigenen Kindern wiederholt sehen, das Machen-müssen, die Disziplin. Aber es ist schwierig, eine Balance zu finden. Ich glaube schon, dass ich es besser gemacht habe als meine Eltern. Ich habe es halt versucht und ich glaube, den beiden gehts gut.

Vielen Dank für das Gespräch!